

jo.pescosta.&.julia.p.feers

p.e.r.f.o.r.m.a.t.o.r

roman

[Endfassung - zuletzt editiert am 10.09.2015 09:13]

Ani Gaves:

Als sie die Liste zum ersten Mal las, begriff sie mit einem Schlag, dass ihre Welt zum zweiten Mal in ihrem Leben im Begriff war, aus dem Ruder zu laufen. Eine entsetzliche Vorahnung nistete sich eiskalt in ihrem Nacken ein. Wie erstarrt hockte sie über den Zeichnungen und las immer wieder denselben Absatz:

„die spitze des rasiermesserscharfen sushimessers durchtrennt die linke halsschlagader und wird in einem bogen zur rechten halsschlagader geführt. der sich aufbäumende leib wird festgehalten, bis die zuckungen verebben und das herausschießende blut in der plastiktonne aufgefangen werden kann.“

Christ Osterman:

Ich bin ein guter Kunde von sogenannten Escort-Service Agenturen geworden. Gerne besuche ich Theater, Oper und Konzerte. Ab und zu auch das Kino. Aber niemals allein. Also rufe ich die Hotline an. Die Agenturen wissen, welche Damen ich bevorzuge. Entweder distinguiert, schlank, hochgewachsen, rotblond und mit milchweißer Haut und hoch angesetzten, vollen Brüsten, Sommersprossen und einem Hintern wie ein Apfelschimmel. Oder schlagfertig, langgliedrig, muskulös, mit kurzen schwarzen Haaren und Brüsten, klein und fest wie Zitronenhälften. Immer mit Universitätsabschluss.

Die Sexsucht, welche man an mir diagnostizierte und als Wurzel allen Übels identifizierte, scheine ich überwunden zu haben. Die Damen vom Escort-Service müssen attraktiv sein. Zugegeben. Aber ich vögle nicht mit ihnen, obwohl dies ohne Weiteres möglich wäre. Denn meine Geliebten tragen das Todesvirus in sich.

Copyright © 2010 by jo.pescosta

<http://www.jopescosta.info>
<http://www.performator.net>
mail: jo.pescosta@v4m.net

Für J.P.F.

Bildhauerin, die beim Einrichten ihres Ateliers eine Mappe mit schockierenden Zeichnungen fand.

Und mir davon erzählte.

Anmerkung des Autors

Dieser Roman verschränkt, zusammengeheftet mit den Klammern der *Performances*, zwei Erzählungen ineinander.

Die Geschichte »**ani.gaves.ladder**«, niedergeschrieben von Ani Gaves, einer in Wien lebenden, amerikanischen Bildhauerin, in neunzehn tagebuchartigen Scripts, an deren kometenhaften Aufstieg sich die Ereignisse um den *Performer* wie Bleigewichte hängen.

Und »**midlife.crisis**«, ein Blog im Internet, gebloggt von Christ Osterman, einem Manager, der sich virtuos auf dem glatten Parkett des internationalen Business bewegt und sich in der tiefsten Sinnkrise seines Lebens in eine leidenschaftliche Affäre mit der Künstlerin Ani Gaves stürzt - und dem dabei das Waterloo seines privaten und beruflichen Daseins widerfährt.

Beide Erzählungen umspannen in etwa dasselbe Jahr, das *Jahr des Performers*. Sie beginnen zu verschiedenen Zeitpunkten, synchronisieren sich im Laufe der Handlung und beschreiben, aus der jeweils sehr persönlichen Sichtweise der Protagonisten, die Jagd auf den *Performer*, den Antagonisten, einen grausamen Serienkiller, der seine Opfer im Stile von *Performances* massakriert.

ICH BIN ICH, UND ICH BIN VIELE

Erwin Koch

Midlifecrisis:

Phase in der Lebensmitte [des Mannes], in welcher der Betroffene sein bisheriges Leben kritisch überdenkt, gefühlsmäßig in Zweifel zieht; Krise des Übergangs vom verbrachten zum verbleibenden Leben.

DER NEUE BROCKHAUS

They said, "You have a blue guitar,
You do not play things as they are."

The man replied, "Things as they are
Are changed upon the blue guitar."

Wallace Stevens

»Nichts ist, wie es scheint!
Nichts scheint, wie es ist!«

Chefinspektor Kummer zu Ani Gaves, Bildhauerin
(Ziemlich freie Übersetzung der Strophe von W.Stevens)

ostermans.blog

Ani Gaves traf ich das letzte Mal beim Mordprozess, aber da lebte ich schon lange nicht mehr in Wien. Auf dem Gang vor dem großen Schwurgerichtssaal des Wiener Straflandesgerichtes standen wir uns gegenüber und wussten einander außer höflichen Floskeln nichts zu sagen. Ein Jahr war ins Land gezogen, Ani Gaves trug das Haar eine Spur länger; nach wie vor bevorzugte sie extravagante Hosenanzüge, die ihre androgyne Figur betonten. Joachim Ulrych kam aus dem Verhandlungssaal den Gang entlang auf uns zu. Wie damals in olivfarbenem Militaryoutfit. Neu an seiner Aufmachung schien mir die schwarze Baskenmütze zu sein, die er schräg, beinahe verwegen ins Gesicht gezogen hatte. Durch die Hornbrille fixierte er den großen Philodendron, der aus dem lichtdurchfluteten Stiegenhaus üppig in das Ende des Korridors herein wuchs. Mit offenem, wehendem Dufflecoat schritt er zwischen uns hindurch, ohne uns eines einzigen Blickes zu würdigen. Ani Gaves runzelte die Stirne, wobei ihre dichten Brauen einen durchgehenden, schwarzen Balken über den Augen bildeten.

Nachdem der Schatten ihres Exfreundes im Stiegenhaus verschwunden war, fanden unsere Blicke wieder zueinander, und ich fragte: »Wie geht es Ihnen, Ani?«

»Danke, gut!« erwiderte sie.

»Ich habe gehört, dass Sie in New York zurzeit eine aufsehenerregende Ausstellung haben«, sagte ich, und sie erwiderte: »Ja!«

Ich fragte nicht nach dem Kind und auch nicht nach ihrem Privatleben. Von sich aus erzählte sie nichts davon.

»Und wie geht es Ihnen, Osterman?« erkundigte sie sich, und ich erwiderte ebenso karg: »Es geht mir gut!«

Dieses Gespräch zwischen zwei Menschen, die ein Jahr lang eng miteinander verbunden gewesen waren und noch immer in jeder Pore, in jeder Faser die Aura des anderen spürten, mutete seltsam an.

Aus! Vorbei! Das Leben hatte uns unter der Regie des Performators zu einem schicksalhaften Jahr zusammengeführt. Zwei Kometen, deren Bahnen sich, aus den Tiefen des Weltalls kommend, für kurze Zeit kreuzen, im Funkenregen einer unheilvollen Obsession miteinander verschweißen, um danach wieder die unendliche Weite des Universums auf sich voneinander entfernenden Bahnen zu durchpflügen. Kollisionen solcher Kometen lösen Katastrophen aus, zu stark sind ihre Urgewalten.

Die Tür zum Großen Schwurgerichtssaal öffnete sich ein zweites Mal. Melanie erschien in einem todschicken Max Mara Kostüm, den silbergrauen Hermelin lässig über den rechten Arm geworfen. Melanie erblickte uns, kam auf uns zu. Ein schwacher Hauch von Poisson eilte ihr voraus.

»Grüß dich, Christ«, sagte sie und reichte mir die Hand. Und zu Maria, ihrer Sprechstundenhilfe im Schlepptau, die einen dicken Paken Akten trug, gewandt: »Ich komme um siebzehn Uhr in die Praxis. Nehmen Sie sich bis dahin frei!«

Maria entfernte sich, höflich dankend.

»Hallo Melanie. Gut gelaufen?«

»Kann man sagen. Der Fall lag sonnenklar. Staatsanwalt und Verteidigung haben auf das Kreuzverhör verzichtet.«

Die Krise hatte Spuren in Melanies Gesicht hinterlassen, die Fältchen um ihre wasserblauen Augen waren zahlreicher und die feinen Linien in den Mundwinkeln härter geworden, und dennoch strahlte sie eine erstaunliche Attraktivität aus, und ich frage mich heute allen Ernstes, wie es möglich war, dass ich mich jemals so weit von Melanie entfernen konnte.

Die ganze Zeit über hielt Melanie meine Hand in der ihren, auch jetzt noch, als sie sich an Ani Gaves wandte.

»Endlich lerne ich Sie persönlich kennen«, sagte Melanie kühl und gelassen und schätzte Ani Gaves mit einem langen Blick ab.

»Nice to meet you. Ihre Expertise was great!« erwiderte Ani Gaves, weder Mimik noch Gestik verrieten ihre Gedanken. Lediglich die Pupillen ihrer katzengrünen Augen verengten sich.

»Danke. Sie Arme, Sie haben viel durchgemacht!« setzte Melanie mitfühlend fort, ließ endlich meine Hand los. Sie richtete sich das schwarze Käppchen und zog einen dünnen, schwarzen Schleier vor die Augen. Melanie trug noch immer Schwarz, obwohl ihr Vater nun schon vor mehr als sechs Monaten gestorben war. Schwarz stand ihr gut zu Gesicht.

»Ja«, erwiderte Ani. »Aber damit ist nun Schluss. Thanks to your psychiatric examination!«

»Die Gerechtigkeit hat gesiegt!« bekräftigte Melanie mit fester Stimme. »Auf lange Sicht siegt immer die Gerechtigkeit!«

Schon eine merkwürdige Situation für mich, die beiden Frauen meines Lebens beim Dialog zu beobachten: Melanie, meine Gattin, von der ich seit geraumer Zeit getrennt lebe, und Ani Gaves, meine Exgeliebte, mit der ich ein Jahr lang in eine abgründige Obsession verstrickt gewesen war.

Äußerlich wirkten beide Frauen ruhig. Doch Melanies Anspannung spürte ich noch schmerzhaft in meinen Fingergelenken, obwohl sie meine Hand längst losgelassen hatte, während sich Ani Gaves Nervosität durch den wilden Mix aus Deutsch und Englisch verriet.

»Fährst du mit mir?« Melanie schlüpfte in ihren Hermelinmantel. Elegant und so rasch, dass sie mir jede Chance nahm, den Kavalier zu spielen.

»Nein, ich komme mit dem Taxi nach.«

»Gut. Also Mittagessen um ein Uhr im *Corso*. Wir sind spät dran.« Sie blickte auf ihre Armbanduhr. »Mutter und Stefan warten bestimmt schon. Bitte sei pünktlich, du weißt ja, Mutter hasst Unpünktlichkeit.«

Melanie nickte Ani Gaves zu und entfernte sich. Noch eine Weile hörten wir die Absätze ihrer Stöckelschuhe die Marmortreppe des Stiegenhauses hinunter klicken. Die Schritte einer energischen und selbstbewussten Frau.



Ich habe keine Ahnung, was Ani Gaves heute macht. Nurian hat mir erzählt, dass sie nach wie vor in New York leben soll. In Soho, wo das Drama seinen Ausgang genommen hat, arbeitet sie angeblich in einem Loft. Lesowsky wiederum - anlässlich eines Wienaufenthaltes besuchte ich auch Raimondiko Fuchs ehemalige Galerie – behauptet: »Ani Gaves schickt mir regelmäßig aus aller Welt Einladungskarten.«

»Ich sehe hier keine Arbeiten von Ani Gaves.«

»Ani hat der konkreten Kunst abgeschworen, macht jetzt in Performances, grenzgenial zwischen Genie und Wahnsinn. Überwiegend im Museumsbereich. Da ist nichts für eine kleine Galerie, wie die meine, dabei. Museen in Paris, Berlin, London, New York, Kopenhagen, Tokio, das sind ihre Stationen. Mit

p.e.r.f.o.r.m.a.t.o.r., einer Performance, in der sie offensichtlich ihre Erlebnisse aufarbeitet, ist sie mega-in. Wie eine Rakete hochgeschossen in den Kunstolymp. Immer begleitet von einem Stab von Mitarbeiterinnen und von Megumi Kudo als Managerin. An Ani selbst kommt man direkt gar nicht mehr heran. In einer Sequenz der Performance soll sie, splitterfasernackt und schwarz angepinselt, nicht zu vergessen die allgegenwärtige Geishamaske, auf einem geborstenen Cello fürchterliche Geräusche erzeugen. Mit auf der Reise: ein zerschmetterter Totenschädel von ein Meter Durchmesser, eine Skulptur aus lauter Glockenpistolen. Übernächstes Jahr wickelt sie in Wien ein Projekt mit dem MUMOK ab. Architekt Nurian, liest man, soll sich im Vorfeld um die erforderlichen Genehmigungen kümmern.«

Wie auch immer. Ani Gaves hatte gut daran getan, das kleine Land zu verlassen. Es ist schwer, von Österreich aus die Welt zu erobern. Egal ob als Erfinder, Forscher, Manager oder Künstler. Österreich huldigt dem Goldenen Kalb der Internationalität. Hat man den Durchbruch in New York, London, Berlin oder Paris geschafft, wird man auch in Österreich anerkannt. Wenn man Glück hat, sogar noch vor dem Ableben. Ani Gaves hat dies offensichtlich geschafft.

Lesowsky ließ mich bei dieser Gelegenheit wissen, dass er einen Käufer für die Skulptur »perform@tor« gefunden habe.

»Wen?« fragte ich.

»Den Generaldirektor für die öffentliche Sicherheit. Eine Ausstellung im Polizeimuseum über die abscheulichsten Verbrechen, die in Wien seit dem Zweiten Weltkrieg begangen worden sind.«

»Verkaufen Sie die Skulptur«, erwiderte ich. »Machen Sie einen guten Preis, behalten Sie Ihre Provision ein und spenden Sie meinen Anteil an Greenpeace. Für das Programm zur Rettung der Wale!«

Kommentar veröffentlichen unter: [ChristOsterman](#)

00.performator.blog

3 Kommentar(e) – [Ursprünglichen Post anzeigen](#)

Kommentar von [ChristOsterman](#):

blog: Ein **Weblog** [weblog], meist abgekürzt als **Blog** [blog] (Wortkreuzung aus engl. World **Wide Web** und **Log** für Logbuch), ist ein auf einer Webseite geführtes und damit öffentlich einsehbares Tagebuch oder Journal. Häufig ist ein Blog „endlos“, d. h. eine lange, umgekehrt chronologisch sortierte Liste von Einträgen („Posts“), die in bestimmten Abständen umbrochen wird. Es handelt sich damit zwar um eine Website, die aber im Idealfall nur eine Inhaltsebene umfasst. Ein Blog ist ein für den Herausgeber („Blogger“) und seine Leser einfach zu handhabendes Medium zur Darstellung von Aspekten des eigenen Lebens und von Meinungen zu oftmals spezifischen Themengruppen. Weiter vertieft (durch Kommentare) kann es auch sowohl dem Austausch von Informationen, Gedanken und Erfahrungen als auch der Kommunikation dienen und ist insofern dem Internetforum sehr ähnlich. Die Tätigkeit des Schreibens in einem Blog wird als **bloggen** bezeichnet. Die Begriffe **Blog**, **Blogger** und **bloggen** haben in den allgemeinen Sprachgebrauch Eingang gefunden und sind im Duden und Wahrig eingetragen.

[Quelle: wikipedia.org]

12. Dezember 2009 12:12

Kommentar von ChristOsterman:

Diesen Blog habe ich vor einem Jahr gestartet, in der Annahme, dass einschneidende Umwälzungen mein zukünftiges Leben auf den Kopf stellen werden. Allerdings - dass »*Das Jahr des Performators*« keinen Stein auf dem anderen lassen würde, konnte ich beim besten Willen nicht vorhersehen!

Zwölf Monate lang habe ich jeden Monat einen oder mehrere Tage aus meinem Leben herausgegriffen und die für mich relevanten Ereignisse gebloggt. Als Gerüst für diese Ausführungen, die keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, diente mir ein Kunstkalender, wie ihn das Architekturbüro Nurian & Partner jedes Jahr im Dezember im Rahmen eines Megaevents an Geschäftsfreunde und solche, die es noch werden wollen, verteilt. Vergangenes Jahr eben der Kalender »*purple.ibis.&.red.twins*«. Architektur, Skulptur und Erotik inszeniert von der amerikanischen Bildhauerin Ani Gaves und aufgenommen von der Promifotografin Alexandra von Güthersloh.

Zu jedem Monat gibt es, August ausgenommen, hier sind es zwei geworden, exakt einen Post, mit Kommentaren, wie diesem, oder dem folgenden, die irrwitzigerweise immer wieder auftauchen, ohne dass dies der Passwortschutz unterbinden könnte; diesen ruchlosen Hackern wünsche ich die Pest an den Hals! Jeder Post trägt den Titel des zugehörigen Kalenderblattes.

Mein BLOG steht zwar unter <http://performator.blogspot.com> im Internet, ist aber nicht für die Öffentlichkeit bestimmt. Abhängig von der zukünftigen Entwicklung meines Lebens werde ich entscheiden, ob Einträge freigegeben werden oder nicht.

12. Dezember 2009 13:13

Kommentar von OhneNamen:

»Guten Tag! Mir wurde in der Metro meine Arzttasche samt Inhalt geklaut«, sage ich zu dem Verkäufer im grau melierten Anzug, nachdem ich kurz vor dem Feierabend das Geschäft für medizinische Bedarfsartikel in einer Seitengasse der Rue de la Bastille betreten habe.

»Oh, das ist wirklich bedauerlich«, erwidert er und mustert misstrauisch mein zerknittertes Sakko. »Womit kann ich dienen, Monsieur?«

»Entschuldigen Sie mein Aussehen. Aber diese Vorstadtgang hat mich ziemlich in die Mangel genommen. Wären mir nicht Passagiere beherzt zu Hilfe geeilt, hätte es schlimm ausgehen können. So konnte ich wenigstens meine Briefftasche retten.«

Die Lüge kommt mir glatt über die Lippen. Warum ich vor zwei Stunden am Place de l'Etoile auf einer Bank in den speckigen Kleidern eines Clochards erwachte, wissen die Götter. Aber es gibt auch Fortschritte. Mein Kopf war schmerzfrei, die Gedanken waren klar. Und ich wusste sofort, was ich als Nächstes zu tun hatte.

»Oui, die Zeiten werden immer unsicherer. Ganz Paris leidet unter diesem Immigrantengesindel«, bedauert der Mann mitfühlend. »Sind Sie verletzt, Monsieur? Brauchen Sie einen Arzt?«

»Danke, nein! Was ich brauche, ist eine Arzttasche für meine Hausbesuche, diverse chirurgische Gerätschaften, Stethoskop, Blutdruckmessgerät, Verbandszeug, einen Satz Spritzen, Narkosemittel, et cetera!«

»Hier habe ich ein ausgezeichnetes Modell, gerade hereingekommen, Büffelleder, künstlich gealtert!«

»Wunderbar! Sieht beinahe wie meine alte Tasche aus«, erwidere ich befriedigt, nachdem ich die Güte des Leders befühlt, seine Qualität gerochen

habe. »Diese Tasche nehme ich. Zeigen Sie mir bitte die chirurgischen Standardgeräte: Scheren, Skalpelle, Zangen, Raspatorium, Oszillationssäge, Nadel und Fäden.«

»Diese Geräte dürfen wir nur an Ärzte verkaufen«, bedauert der Verkäufer. »Entschuldigen Sie, dass ich Ihnen solche Umstände mache, Monsieur. Eine Anordnung der Geschäftsleitung. Können Sie sich als Arzt legitimieren?«

»Kein Problem!«

Ich ziehe ein Bündel Hunderteuroscheine aus der Tasche, zähle fünf ab und schiebe sie über das Verkaufspult. Der Mann zögert, lässt das Geld in seiner Rocktasche verschwinden.

»Benötigen Sie auch eine Nostrifikationsurkunde?« Ich zähle weitere 3 Scheine ab.

»Nein, wir wollen nicht übertreiben!« Der Mann schiebt mir lächelnd die Scheine zurück. Unvermutet explodiert ein wahnsinniger Schmerz hinter meiner Stirne und pendelt zwischen meinen Schläfen hin und her. Ich taumle und greife mir an den Kopf. Der Schmerz verschwindet genauso plötzlich, wie er gekommen ist.

»Ist Ihnen nicht gut, Monsieur? Sie sollten besser einen Arzt konsultieren«, rät der Mann mit prüfendem Blick auf das Hämatom über meiner linken Augenbraue.

»Danke, das wird nicht nötig sein.«

»Wie Sie meinen, Monsieur. Hier habe ich einen Satz chirurgischer Geräte. Letzter Entwicklungsstand. Bester Solinger Qualitätsstahl! Mit Zertifikat!«

Die Geräte funkeln auf der Glasplatte des Verkaufspultes. Vorsichtig berühre ich sie mit den Fingerkuppen. Vom Stahl scheinen Funken auf meine Fingerspitzen überzuspringen. Prickelnde Erregung kriecht meine Arme hoch und breitet sich erwartungsvoll in meinem Körper aus.

»Wunderbar, die nehme ich. Gehört das Etui dazu?«

»Selbstverständlich, Monsieur!«

»Packen Sie alles in die Tasche!«

Chirurgische Gerätschaften, Messgeräte, Spritzen und Verbandszeug bauchen nach und nach die Arzttasche.

»Vertreiben Sie Betäubungsmittel?«

»Aber ja. Thiopental, Propofol oder Etomidate. Welches wäre Ihnen recht?«

»Ich benötige ein Relaxan, das den Patienten binnen Sekunden völlig ruhigstellt, aber bei vollem Bewusstsein erhält, sodass er alles, was um ihn vorgeht, auch mitbekommt. Anti-Schock. Eine komplizierte Operation am Auge. Wissen Sie?«

»Verstehe. Unsere Kunden haben beste Erfahrung mit Xicurarepifol gemacht. Dieses Relaxan ist relativ neu auf dem Markt und wird auf Basis von Curare synthetisiert, wirkt ähnlich wie Succinylcholin, nur rascher, ohne dessen Nebenwirkungen und verträgt sich bei richtiger Indikation hervorragend mit anderen Narkosemitteln. Per Injektion an beliebiger Körperstelle zu verabreichen. Die unwillkürliche Muskulatur wird binnen Sekunden ausgeschaltet! Der Patient bleibt wach, spürt Schmerzen. Kann sich nicht bewegen, muss aber nicht künstlich beatmet werden.«

»Ausgezeichnet. Fünf Ampullen Xicurarepifol und fünf Ampullen Thiopental, bitte!«

»Oui, Monsieur!«

»Führen Sie auch Gewänder für Chirurgen?«

»Aber sicher, reine Baumwolle. Welche Größe?«

»Größe 52!«

Der Mann steigt auf eine Leiter und zieht ein grünes, in Folie eingeschweißtes Kleidungsstück aus dem Regal. »Möchten Sie es probieren?«

»Danke nein, legen Sie noch Haar-, Mund- und einen Vollvisiergesichtsschutz aus Plexiglas hinzu!«

Der Mann verstaut auch diese Artikel in der Tasche. »Wäre das alles, Monsieur?«

»Ja, das wäre alles!«

Er schreibt die Rechnung und addiert die Zahlenkolonnen. »Zahlen Sie mit Scheck oder Kreditkarte?«

»Ich bezahle bar«, erwidere ich und wedle mit dem Bündel Euroscheine vor seiner Nase herum. Zufrieden zählt der Verkäufer das Geld nach. Ich schließe die prall gefüllte Arzttasche, nehme sie vom Tisch und wende mich zur Tür.

»Das Retourgeld spenden Sie Greenpeace. Für das Programm zur Rettung der Wale«, sage ich beim Verlassen des Geschäfts.

Ich fahre mit der Metro nach Clichy, wo ich in einer stillgelegten Maschinenfabrik eine Montagehalle für die Performance adaptiert habe. Der Platz davor ist mit Schrott, Maschinenwracks

und leeren Fässern vollgeräumt. Ein verrosteter Kran streckt seine Arme in den mit Sternen übersäten Abendhimmel. Wunderbar, ich liebe die Nacht, ich brauche sie. Die besten Opfer werden im Dunkel der Nacht dargebracht. Mit einem metallischen Knirschen fährt das große, stählerne Einfahrtstor zu, mit lautem »Klick klack« rastet die Arretierung ein. Niemand würde uns stören. Ich trage die Arzttasche zu dem Tisch, den ich vor IHR, weiblich, um die 30, aufgestellt habe, öffne sie und breite das chirurgische Besteck auf der Tischplatte aus. Ehrfurchtsvoll registriere ich die Lichtblitze, die von den rasiermesserscharfen Skalpellen ausgehen. Niemals würde ein ernstzunehmender Chirurg für eine so wichtige Aufgabe ein Sushimesser verwenden, denke ich dabei geringschätzig. Dann baue ich die Glockpistole zusammen. Jene Glock, mit der Radovan Laura ermordet hat. Jene Glock, die Radovan Stepic das Lebenslicht ausgeblasen hat. Jene Glock, die SIE vor dem Schlimmsten bewahren wird. Eine verlässliche Waffe. Nach vielen Jahren schimmern Lauf und Verschluss noch immer matt, korrosionsfrei. Kunststoffgriffstück aus HiTech Polymer und Metalloberflächen, dank des Tenifer-Oberflächen-Veredelungsverfahren nahezu bis zur Diamanthärte veredelt, haben den Sturz aus 20 m Höhe vom Wasserturm in Yarndorf ohne jeden Kratzer überstanden. Die Waffe, in Wien in Einzelteile zerlegt und auf Pakete aufgeteilt, via *FedEx*, *Hermes* und *UPS* an das Hotel Regent, Paris, gesandt, hat spielerisch jede Art von Kontrolle ausgetrickst.

Anschließend starte ich den CD-Player. Der Sucher der Videokamera bestätigt mir, dass das Szenario großartig ist. Ich betätige den Auslöseknopf, und begleitet von einer kurzen Melodie setzt sich die Aufnahme in Gang.

Als ich das weiße Tuch von der hohen, spitzen Glas-Wasser-Installation ziehe und die Pumpe einschalte, frage ich mich, ob SIE zu schätzen weiß, welchen Aufwand ich für diese Performance betrieben habe. *AniGavesLadder*. Der Blick auf den glänzenden Wasservorhang, der die Treppe herunterfällt, soll IHR letzter sein. Ich greife nach dem Skalpell, schabe behutsam über meinen Daumenballen, um die Schärfe der Schneide zu prüfen.

Ritsch ... ratsch ... ritsch ... ratsch ...
Beim Wenden der Klinge funkelt der rasiermesserscharfe Stahl im grellen Licht der Scheinwerfer. Ich schiebe den Regler des Verstärkers auf volle Lautstärke. Der Urton des Jupiters bricht dröhnend aus den Boxen hervor und fegt mit voller Wucht über die Szenerie hinweg, zerschellt an der riesigen Stahlglasfront und brandet als brüllender Urlaut in die Montagehalle zurück.

»Binde mich los, du perverses Schwein!« heult SIE und zerrt an den Stricken.

Ich breche einer Ampulle Xicurarepifol die Spitze ab und ziehe eine Spritze auf.

Schade, es wird immer schwerer Huren zu finden, die IHRER würdig sind!

SIE war so glamourös ...

SIE war so einzigartig ...

13. März 2013 13:13

In diesem Blog sind keine anonymen Kommentare zugelassen.

ani.gaves.bio

Ich, Ani Gaves, wurde im Jahre 1978 im Zeichen des Stieres in New Jersey geboren. In meinen Adern fließt das Blut amerikanischer und europäischer Vorfahren. Dank der Ahnenforschungen meines Vaters lässt sich unser männlicher Stammbaum bis in die Barockzeit zurückverfolgen und beginnt in Wien ... mit einem jüdischen Buchdrucker namens Jakob Geber. Meine Vorfahren waren Musiker oder Techniker, allesamt. Ich bin die erste und einzige Künstlerin in der Familie Gaves. Ich bin Bildhauerin.

Meine Eltern besaßen in Hoboken in der Nähe des Church Square Parks ein wundervolles Appartement im 37sten Stockwerk eines Wolkenkratzers. Bei der Anschaffung des Appartements hatten meine Eltern bewusst eine Lage gewählt, von wo aus man die Juilliard School of Music und das New Yorker Opera House bequem mit öffentlichen Verkehrsmitteln über den Holland-Tunnel erreichen konnte. Ein wesentlicher Faktor, denn meine Eltern waren Mitglieder des Orchesters der New Yorker Philharmoniker. Meine Mutter spielte Querflöte und mein Vater Violoncello. Beide unterrichteten an der Juilliard School of Music. Musik wurde mir mit der Muttermilch eingeflößt. Seit ich mich erinnern kann, wurde bei uns Hausmusik in unterschiedlichsten Besetzungen aufgeführt. Querflöte, Klavier und Streicher spielten Duos, Trios, Quartette und Quintette von Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert und Dvorák. Zu meinen ersten Kindheitserinnerungen zählen die Schwingungen des Cellobodens an meinem Körper, als ich im Alter von 2 Jahren zwischen das Cello und meinen Vater schlüpfte, während er die Sarabande aus der Suite in C-Dur für Violoncello solo von Johann Sebastian Bach übte.

Zur Querflöte, dem Instrument meiner Mutter, habe ich nie wirklich Zugang gefunden. Zum Unterschied von meinem Vater durfte ich meine Mutter niemals beim Üben stören und wartete oft ungeduldig vor dem Musikzimmer auf das Verklingen der an- und abschwelldenden Trillerkaskaden, die das Ende der Übungssession signalisierten. Nichtsdestoweniger liebte ich meine Mutter, und Camilla behauptete später immer, dass ich ihr in Aussehen und Charakter wahnsinnig ähneln würde. Ich

finde aber, dass ich mehr meinem Großvater mütterlicherseits gleiche. einem glutvollen Mexikaner, den ich persönlich nie kennengelernt habe, von dem aber viel erzählt wurde und dessen Foto bei uns zu Hause auf dem Kamin im Wohnzimmer stand. Er kam zusammen mit meiner Großmutter bei einem Flugzeugabsturz über dem Atlantischen Ozean ums Leben, auf dem Weg von New York nach Paris. Er sollte im Théâtre du Marais ein Solokonzert geben. Zu seiner Zeit war Narciso Garcia Nómada ein gefeierter Gitarrevirtuose. Von ihm geblieben ist lediglich sein ausbleichendes Foto mit Vignette in einem silbernen Rahmen. Das zeigt ihn mit Adlernase und buschigen Augenbrauen, ein Bein auf einem Schemel aufgestützt, die Konzertgitarre spielend. Meine Großmutter, eine französische Koloratursopranistin von ätherischem Aussehen, steht in hochgeschlossener, weißer Rüschenbluse hinter ihm, beide Hände auf seine Schultern gelegt. Eine alte Schellack, auf der Großvater *Crepúsculo sobre la costa* von Juan Francisco Pedestro mit göttlichem Ausdruck vorträgt, hüte ich wie einen Schatz.

Meine Mutter war eine schlanke, dunkelhäutige Schönheit mit schulterlangem, schwarzem Haar, wie sie nur einer europäisch-lateinamerikanischen Verbindung entspringen konnte. Kräftig, hochgewachsen, von sprunghaftem Charakter, den nur ein nachsichtiger Mann, wie mein Vater ertragen konnte. Bei einer Vorlesung über Kunstgeschichte auf der Universität in Wien wurde einmal ein Selbstportrait der mexikanischen Malerin Frida Kahlo an die Wand projiziert. Eine Frau, kräftig gebaut, dunkel, stolz, katzengrüne Augen, schön im nicht eigentlichen Sinne, mit dichten, schwarzen, über der Nase zusammenwachsenden Augenbrauen. Sie hätte eine Schwester meiner Mutter sein können. Vater und ich waren Mutter verfallen, wir himmelten sie an. Als Mitglied der New Yorker Philharmoniker verschwand sie, wenn das Orchester auf Konzerttourneen ging, oft wochenlang aus unserem Leben. Ich litt, wie ein Welpe, den die Hundemutter im Stich gelassen hatte – und mein Vater litt ebenso, auch wenn er es vor mir zu verbergen suchte. Und wie ein Hundejunges sprang ich an ihr hoch, wenn sie wiederkehrte. Schließlich gab mein Vater seine Solokarriere auf und trat als Cellist in das Orchester ein. Wann immer es möglich war, nahmen mich meine Eltern auf Konzertreisen mit.

Meine Kindheitstage wurden nur von dem ächzenden Aufzug des Hochhauses in Hoboken getrübt, in dem ich einmal mutterseelenallein in der Kabine stecken geblieben war

und mir vor lauter Angst in die Hose pinkelte. Seit damals leide ich unter Klaustrophobie.

Ich war ein aufbrausendes Kind mit einer Neigung zu Wutanfällen aus heiterem Himmel und ein Bewegungsantitalent, das oft auf der Nase landete. Da ich mich weigerte, an dem damals für Mädchen üblichen Ballettunterricht teilzunehmen, schrieb mich meine Mutter im Alter von 6 Jahren in einem Karateklub unweit unseres Appartements in Hoboken ein und begleitete mich so oft sie konnte zum Unterricht. Sie hoffte, auf diesem Wege meine Aggressionen kanalisieren und meinen Gleichgewichtssinn verbessern zu können. Den Gleichgewichtssinn betreffend behielt sie recht. Im Alter von sieben Jahren errang ich den orangen Gürtel, mit acht den blauen und heute bin ich, dank Megumi Kudos hartnäckigen Insistierens für regelmäßiges Training, Trägerin des schwarzen Gürtels, 4ter Dan. Allerdings: Wutanfälle brechen nach wie vor unkontrollierbar über mich herein. Diesbezüglich ist die Rechnung meiner Mutter nicht aufgegangen.

Mit dem Violoncello begann ich, als ich sechs Jahre alt war, wohl um meinem Vater zu imponieren. Er ließ eigens für mich ein Dreiviertelcello bauen und erteilte mir den ersten Unterricht. Als ich mit dem Violoncello anfang, war der Wunsch, Bildhauerin zu werden, noch nicht in mir formuliert. Heute verwünsche ich manchmal die Musik, denn Üben stiehlt mir Zeit für das Wichtigste in meinem Leben: die Bildhauerei.

Mit 11 Jahren unternahm ich mit meinen Eltern eine Italienreise. In Florenz besichtigten wir die Statue »David« von Michelangelo Buonarroti vor dem Palazzo Vecchio. Der Anblick der mächtigen Marmorstatue erschütterte mich in meinem tiefsten Inneren. Als ich erfuhr, dass hier nur eine Kopie der Skulptur stand, mussten meine Eltern mit mir stante pede die Galleria dell' Accademia aufsuchen, wo das Original in einem eigens erbauten Kuppelraum die Bewunderung der Menschen auf sich zieht. Während sich meine Eltern bald anderen Kunstwerken zuwandten, hielt ich mehr als eine Stunde vor der einzigartigen Davidstatue aus Carraramarmor inne. Von da an wusste ich ganz genau, dass ich Bildhauerin werden wollte.



Drei Tage nach meinem vierzehnten Geburtstag lief das erste Mal meine Welt aus dem Ruder. Es geschah zu jener glorreichen Zeit, wo Loorin Mazel als Chefdirigent der New

Yorker Philharmoniker ein Gastkonzert des Orchesters in Wien leitete.

Wir wohnten in Wien bei Leo Gaves, dem älteren Bruder meines Vaters, und seiner Frau, Tante Camilla. Onkel Leo, Ingenieur von Beruf, war Direktor einer amerikanischen Motorenfabrik bei Wien-Aspern und besaß eine Villa mit großem Garten und allem erdenklichen Komfort in Wien, Heiligenstadt, in der Nähe des Heiligenstädter Parks.

Es geschah am helllichten Tag, als meine Eltern und ich mit dem Auto zu einer Generalprobe in den Musikverein fuhren.

Mein Vater war ein starker Raucher, meine Mutter hatte ihm eine Zigarette angezündet und reichte sie hinüber, gerade als wir von der Heiligenstädter Straße kommend, den Gürtel überqueren wollten. Mein Vater steckte sich die Zigarette mit der Glut voran in den Mund. Er spuckte fluchend die Zigarette aus, sie fiel in seinen Schoß und brannte ein Loch in die Hose. Ein brenzlicher Geruch breitete sich aus. Hastig beugte mein Vater den Kopf vornüber, ließ das Lenkrad los und versuchte, wild fuchtelnd, die glühende Zigarette loszuwerden.

»Halt! Es ist rot!« schrie meine Mutter auf, und mein Vater trat voll auf die Bremse. Unser Wagen schlitterte mit quietschenden Reifen bei Rotlicht in die Kreuzung hinein. Wir schnitten einem mit Blaulicht und »Tatüüü ... Tataaa« heranbrausendem Einsatzfahrzeug der Feuerwehr den Vorrang ab. Aus dem rechten Augenwinkel nahm ich wahr, wie ein roter Fleck pfeilschnell zu einem Riesen heranwuchs. Ein wütender Koloss rammte uns mit lautem Getöse auf der Höhe des Beifahrersitzes und riss unser Auto entzwei. In die darauffolgende, gespenstische Stille stöhnte meine Mutter: »Oh Gott ...« und starb. Mein Vater starb im Rotkreuzwagen. Ich saß im Fond und bekam nur ein paar Kratzer, eine Gehirnerschütterung und ein Peitschenschlagsyndrom ab.

Mit 14 Jahren wurde ich zur Vollwaise.



Vergeblich versuchten Leo und Camilla Gaves, mich zu überreden, bei ihnen in Wien zu leben. Gerne hätten sie mich adoptiert, denn ihre Ehe war kinderlos geblieben. Aber ich weigerte mich nach Wien zu ziehen, in jene Stadt, die mir meine Eltern geraubt hatte.

Onkel Leo wurde zu meinem Vormund bestimmt. In finanziellen Dingen außerordentlich geschickt, legte Leo Gaves den Erlös aus der Lebensversicherung meines Vaters und dem Verkauf des Appartements meiner Eltern in einem

mündelsicheren Fond zur Sicherstellung meiner Ausbildung an. Direkten Zugriff auf die Gelder sollte ich erst nach Beendigung einer Universitätsausbildung oder ab dem 27sten Lebensjahr erhalten. Wie sich herausstellte, ein kluger Schachzug meines Onkels, der verhinderte, dass ich später das Schicksal so vieler hungerleidender Künstler teilen musste. So kann ich heute von einer gesicherten finanziellen Basis aus operieren und mir einen Lebensstandard leisten, den die Kunst noch nicht finanzieren kann.



Onkel Leo schrieb mich in ein exklusives College in New Jersey ein. Dort hatte ich mein Zimmer mit vier Mädchen zu teilen. Allesamt Mitglieder einer Girlie-Band, die später unter dem Namen *butterflies.are.beasts* die Charts aufmischte. Sie verhielten sich wie eine Gang und mobbten alle, die sich ihnen nicht unterordneten, bis aufs Blut. Bereits in der ersten Nacht zwangen mich die Biester in die Knie. Cyrie, die Leadsängerin, hob ihren blauen Internatsrock an, streifte sich das Baumwollhöschen hinab und forderte mich auf: »Leck!« Ich rotzte auf ihren Bauch. Da stießen die Girls mein Gesicht gegen Cyries widerliche Fotze. Vier Mädchen sind eine Macht, dagegen können Karatekenntnisse nur in Actionfilmen etwas ausrichten. So biss ich zu. Das trug mir eine verheerende Tracht Prügel, eine aufgesprungene Lippe und ein blaues Auge ein.

Drei Tage später lauerte ich Cyrie nach dem Volleyballspiel auf. Nachdem alle anderen die Garderobe verlassen hatten, schlüpfte ich zu ihr unter die Mannschaftsdusche. Cyrie wollte Sex, ich Rache. Ein Wort gab das andere, wir gerieten in einen heftigen Streit und Cyrie, einen halben Kopf größer als ich, stieß mich mit der vermeintlichen Macht der Stärkeren gegen die Brust. Dank der Voraussicht meiner Mutter werde ich allein mit jeder fertig. Mit einem blitzschnellen *Haito Uchi*, einem Innenhandkantenschlag, brach ich Cyries Nasenbein. Blut schoss heraus. Reflexartig fuhr ihre Hand unter die Nase, und Blut sammelte sich in der Mulde ihrer Handfläche. Namenloses Entsetzen in Cyries Augen. Ich hebelte ihr Bein aus, und sie ging mit einem lauten Krach zu Boden. Ein unkontrollierbarer Adrenalinausstoß sorgte dafür, dass ich Cyrie, die wehrlos vor mir auf dem Boden lag und stöhnte, einen brutalen *Tettsui Uchi*, einen Hammerfaustschlag, in die Magengrube versetzte. Sie schnellte hoch, ich fasste ihre Haare im Nacken, zog ihren

Kopf heran und zischte ihr ins Ohr: »Wenn ihr das noch ein Mal versucht, bringe ich euch einzeln um!«

Das brachte mir zwar den Respekt der Gruppe, aber auch den Verweis vom Internat und einen Zwangsaufenthalt in einem Polizeigefängnis in New Jersey ein. Hier traf ich auch das letzte Mal Onkel Leo, der die Kautions stellte und als mein Vormund auf richterliche Anweisung meine Überführung in ein strenges, geschlossenes College nach Ableton verfügte.

Aus und vorbei für meine geordnete Welt! Aus geordneten Verhältnissen direkt in die Fänge der Fürsorge. Vom braven aber jähzornigen Kind zum aufsässigen und bösen Mädchen. Meine Karriere begann als Schlägerin und führte mich nach Ladendiebstählen, zu denen ich mich aus purem Nervenkitzel hinreißen ließ, durch diverse Internate und Erziehungsanstalten, aus denen ich immer wieder ausriss. Aber ich bin groß, kräftig gebaut, schlau und von unbändigem Willen besessen, mich über alle Widerstände hinweg durchzusetzen. Nicht umsonst habe ich später meine Diplomarbeit *resistance.&penetration* genannt. Den Drogen bin ich nie verfallen. So überlebte ich mit ein paar Narben auf der Seele und Schrammen auf der Haut. Nur ein weiteres Mal noch musste ich der Rädelsführerin einer Gang mit einem *Mawashi-Geri*, einem Roundhouse-Kick, einem blitzschnellen Fußkantenschlag aus der Drehung an den Kopf, in das Reich der Träume schicken, um in Ruhe gelassen zu werden. Und ich hatte auf diese Brut sowieso keinen Bock, Karate hielt sie mir vom Leib. Ich lebte als Einzelgängerin eingeschlossen in einer giftigen Blase aus Aggression, Aufsässigkeit, Unterdrückung und Intoleranz, in der ich mit Lesen, Studieren, Musizieren in U-Bahnstationen, Kreidezeichnungen auf Trottoirs vor Luxusläden und dem Anfertigen erster Skulpturen überlebte – das alles mit dem fernen Ziel, einmal bei Rivola Bildhauerei zu studieren und bei Rostropovich einen Meisterkurs zu absolvieren.

Der erste Fick kam mit 16. Neil Boverly, Heimleiter und Mathelehrer, deflorierte mich. Ich will nicht behaupten, dass die Initiative dazu von ihm ausgegangen wäre. Ich kam immer wieder auf sein Studierzimmer und quälte ihn mit vordergründigen Fragen zur linearen Algebra. Boverly war zwanzig Jahre älter als ich und verheiratet. Einmal begegnete ich Boverly bei einem Spaziergang durch den Church Square Park in Gesellschaft einer brünetten Frau mittleren Alters in geblühtem Sommerkleid, die einen Kinderwagen vor sich herschob. Ich wich aus; seine Familienverhältnisse interessierten mich nicht. Als Liebhaber machte er seine Sache

ausgezeichnet. Außerdem wollte er nichts riskieren und trug immer ein Präservativ. Von da an ging es bergauf. Ich galt als unangepasst aber intelligent. Die Beziehung zum Heimleiter blieb meinen Mitschülerinnen nicht verborgen. Sie und meine Karatekenntnisse hielten Unbill von mir fern, außerdem wurde ich von Fick zu Fick in Mathematik besser und habe zu guter Letzt meinen Collegeabschluss mit Auszeichnung gemacht.

Neil Boverly hat mich eine wichtige Lektion gelehrt: Wir Frauen leben in einer Männergesellschaft. Es kann deiner Karriere einen unglaublichen Kick versetzen, wenn du mit den richtigen Männern bumst, und es sind immer die älteren, die Macht und Einfluss haben.

Bei allen Fährnissen und Klippen, die ich als Vollwaise zu umschiffen hatte, verlor ich niemals meine Ziele aus den Augen:

- Ich will eine große Künstlerin werden.
- Ich will bei Roland Rivola studieren.
- Ich will Dennis Hopper persönlich kennenlernen.
- Ich will bei Mstislaw Rostropovich einen Meisterkurs absolvieren.

Ein Jahr nach dem »David« in Florenz brachte die New York Times einen riesigen Aufmacher von einer Aktion anlässlich der Eröffnung einer Ausstellung von Bildern und Skulpturen eines gewissen Roland Rivolas im Museum Of Modern Art. Teilnehmer hatten sich in Strömen von Blut, Ingwersirup, Strelitzienhaufen, Wattekugeln und Blütenstaub gewälzt. Rivola war damals schon ein Gigant in der internationalen Kunstszene, Malerfürst, Bildhauer, Aktionist, mit Ateliers in Wien, Paris und New York und Professuren in Wien und Paris. Sie nannten ihn »den Kardinal«, weil er immer in rubinroter Kardinalsrobe mit Galero auftrat. Mein Vater weigerte sich, mit mir die Ausstellung »dieses Saukerls, Orgiasten und Partytigers!« zu besuchen. Also traktierte ich meine Mutter so lange, bis sie, mürbe geworden, ohne Wissen meines Vaters mit mir ins Museum Of Modern Art ging. Fassungslos stand ich vor Rivolas gewaltigen Schützbildern und zerrinnenden Skulpturen aus plastifiziertem Eigenblut. Meine Mutter musste mich mit Gewalt aus einem Kino zerren, in dem hinter blutroten Samtvorhängen ein Video von der orgiastischen Eröffnungsperformance lief. In meiner unsteten Phase fasste ich mir ein Herz und pilgerte mit meiner Zeichenmappe zu Rivolas Atelier nach Soho. Nach einem tiefen Atemzug läutete ich an. Rivola war zufällig da, lies mich ein, ignorierte meine

Nervosität, studierte aufmerksam meine Zeichnungen und sagte: »Du kannst nach Wien kommen und bei mir studieren. Aber erst, nachdem du deinen Collegeabschluss mit Auszeichnung gemacht hast!«

Das war's. Bingo!

Dennis Hopper lernte ich auf der Art Cologne in einem Bistro kennen, wo ich unter einem Tischchen meine wunden Füße kühlte und einen Mokka trank. Den ganzen Tag war ich erfolglos mit meiner Mappe von Galerie zu Galerie gelaufen, um eine Vertretung für meine Arbeiten zu finden. Dennis Hopper kam an meinen Tisch und bat, bei mir Platz nehmen zu dürfen. Er studierte meine Mappe und sagte, die Zeichnungen würden ihm gefallen. Er hatte seine Nikon dabei und fragte, ob er mich für seine nächste Ausstellung portraituren dürfe. Ich besäße ein sehr interessantes Gesicht, behauptete er. Augenbrauen, Augen, Nase, Lippen und Zähne in einer Kombination, wie sie ihm noch bei keiner Frau untergekommen wäre. Das Beste an mir wären jedoch meine kleinen Ohren. Damit war mein Tag gerettet. Die ganze Zeit über, während wir uns unterhielten, betätigten seine Finger ganz zwanglos den Auslöser der Nikon. Klick ... klick ... Dennis Hopper mit seinen zarten, von Sommersprossen übersäten Händen, er hätte von mir fotografieren dürfen, wonach ihm zumute gewesen wäre. Aber ihn interessierte nur mein Gesicht. Monate später kam per Post ein Päckchen Fotos. Von meinen Augenbrauen, Augen, Nase, Mund, Zähne und Ohrmuscheln aus allen Perspektiven. Sonst nichts. Ein toller Mann. Ich habe alle seine Filme gesehen. Die Guten wie die Schlechten.

Vor zwei Jahren sah sich Rostropovich auf der Universität meine Diplomarbeit an. Er bemerkte zu Rivola, ich wäre sehr schlagfertig und eine tolle Bildhauerin und würde ganz bestimmt meinen Weg machen. Über mein Cellospiel verlor er kein Wort. Dabei hatte ich in jenem Sommer einen Meisterkurs bei ihm belegt.

An der Realisierung meines wichtigsten Zieles, eine große Künstlerin zu werden, arbeite ich intensiv. Dank Ostermans Starthilfe und meinem ersten Kunden, dem geheimnisumwitterten L. Alovir, laufen die Dinge auf Schiene.



Innerhalb der Gesellschaft balancieren wir Künstler auf einem schmalen Grat zwischen Anerkennung und Ablehnung. Man erwartet von uns, dass wir außergewöhnliche Werke schaffen,

uns aber gleichzeitig in gesellschaftliche Verhaltensmuster einfügen. Der von Vorurteilen geprägte Durchschnittsbürger stellt die Notwendigkeit moderner Kunst grundsätzlich in Frage und Künstler sind ihm prinzipiell suspekt, denn in seiner Vorstellung pfeifen Künstler auf jede Etikette und führen ein anrühliches Leben.

Für mein Leben trifft dies nur bedingt zu. Mein Leben verläuft ambivalent. Einmal locker und zügellos, einmal eingezwängt in bürgerliche Konventionen, denn ich besitze einen bipolaren Charakter. Flip ... Flop ...

Mein Leben bewegt sich zwischen zwei Polen.

Nordpol: Ruhepol meines Lebens; Ladestation für meine leeren Batterien; Ausgangsbasis für meine Unternehmungen.

Im Mittelpunkt dieses Kraftfeldes steht Camilla Gaves. Mit 19 zog ich zu ihr nach Wien, um Violoncello bei Schiff und Bildhauerei bei Rivola zu studieren. Onkel Leo war ein Jahr zuvor an einem Herzinfarkt gestorben. Meine Tante war damals gerade 58 Jahre alt geworden, eine typische Wienerin, das heißt, wie Amerikaner sich eine Wienerin eben vorstellen. In ihrer Jugend muss sie entzückend ausgesehen haben. Aus dem typischen Wiener Mädels ist mit den Jahren eine etwas füllige Modesalonchefin geworden. Elegant, streng zuweilen, aber mit dem Herzen am rechten Fleck.

Das Herrenzimmer in Heiligenstadt wird in jenem Urzustand erhalten, in dem sich es an jenem Tag befand, da Leo Gaves das letzte Mal zur Arbeit fuhr, wo ihn der Herzinfarkt ereilte. Das liegt nun länger als 10 Jahre zurück. Vor einem Schützbild aus Rivolas sakraler Periode, ein schwarzes Kreuz auf blutrotem Farbfluss, das ich nachträglich auswählen durfte, steht eine pleuelstangenähnliche Skulptur aus hochglanzpoliertem Chrom-Vanadium-Stahl. Im Zentrum des Gleitlagers, in dem normalerweise die Kurbelwelle des Motors ihre Arbeit verrichtet, sitzt ein glasklarer Diamant, gebrannt aus Leo Gaves Asche. Bevor Camilla in die Wiener Innenstadt zu ihrem Modesalon fährt, begrüßt sie die Skulptur mit: »Guten Morgen, Leo!«

Camilla besteht darauf, dass ich, wie ihre Mannequins, die Achselhöhlen ausrasiere, die Beine peele und die Schamhaare soweit trimme, dass kein Einziges seitlich aus dem Schritt des Höschens lugt. Dass ich mir die Augenbrauen über der Nasenwurzel auszupfe und niemals ungeschminkt das Haus verlasse, und sei es nur mit einem *natural Make-up*. Hie und da lässt Camilla in ihrem Modesalon trashige Kleider und Hosenanzüge nach meinen Entwürfen schneiden. Hin und wieder führe ich bei ihren Modeschauen auf dem Catwalk eines

dieser Ensembles vor. »Du bist zwar kein Modell, jedoch ein ganz spezieller Typ«, behauptet Camilla. Ihr Credo zur Kunst: »Das Wichtigste, Ani, ist ein glamouröser Auftritt und glanzvoller Abgang mit einem Schritt, herausfordernd, aggressiv, aber von geheimnisvoll schwingenden Hüften angeschoben!«

Camilla Gaves hütet auch ein Geheimnis, das keines sein müsste. Camilla verbringt seit 20 Jahren mit einem Liebhaber den Sommerurlaub am Wörthersee und klappert mit ihm im Winter die Nobelkurorte ab. Martin ist verheiratet, seine Frau, schwer krank, liegt seit 20 Jahren im Sterben. Martin lebt in Salzburg und kommt einmal im Monat nach Wien. Ich darf ihn nicht kennenlernen. Wenn Martin zu Besuch ist, wohnt das herbstliche Liebespaar in einem Luxushotel in der Innenstadt. Keine Ahnung, in welchem.

Beim Einräumen meiner Sachen in das mir zugeteilte Zimmer in Heiligenstadt fiel mir Leo Gaves letzter Brief an mich in die Hände:

Liebe Ani,

dies ist meine letzte Einladung an Dich, nach Wien zu kommen, bei Tante Camilla und mir zu wohnen und in Österreich Deine Ausbildung abzuschließen. Es gibt in Wien eine hervorragende Mittelschule, die Vienna International School. Eine der besten Schulen Österreichs, aus der viele ausgezeichnete Absolventen hervorgegangen sind. Du müsstest Dich nicht umstellen, der Unterricht wird in englischer Sprache abgehalten. Ich weiß, dass Du gerne Bildhauerei studieren möchtest. In Wien gibt es eine ausgezeichnete Kunstakademie, an der auch Dein großes Idol Roland Rivola unterrichtet. Und wenn Du tatsächlich Musik studieren möchtest, findest Du auch das.

Ich schreibe dies alles nicht nur, weil ich mich Deinem Vater verpflichtet fühle. Camilla und ich laden Dich auch herzlich ein, mit uns zu einer Familie zusammenzuwachsen.

Wir warten auf Dich.

In Liebe

Dein Onkel Leo.

Ani, bitte komm. In Liebe

Deine Tante Camilla.

Dieser Brief traf kurz nach meinem 16ten Geburtstag ein. Einer der wenigen Briefe, in denen Onkel Leo mir nicht die Leviten las. Ich habe seine Einladung nicht angenommen. Um mich auf eine neue Familie einzulassen, fühlte ich mich nicht stark genug.

Tante Camilla erneuerte die Einladung nach meinem Collegeabschluss. Nachdem ich, dank der Prämie, den mein Ausbildungsfond für diesen Erfolg vorgesehen hatte, ein Jahr lang mit dem Rucksack durch Lateinamerika, Australien und Europa, stets auf der Suche nach absoluter Kunst, getrampt war, nahm ich Camilla Gaves Angebot an. In Wien war es, als wäre ich heimgekehrt zu meinen Wurzeln. Um den Preis, Camilla in Zukunft weder Tante noch Mama nennen zu müssen, stimmte ich einer Adoption zu, und mein bipolarer Charakter kippte zurück in jenen der Kindheit, und so fügte ich mich problemlos in Camilla Gaves bürgerliche Welt ein. Ich inskribierte an der Kunstakademie Bildhauerei und auf der Musikuniversität Violoncello; jeweils nach bestandener Aufnahmeprüfung, versteht sich. In Camillas Keller produzierte ich Handschmeichler und im Volksopernorchester verdiente ich mir als Substitut für das zweite Cello meinen Lebensunterhalt. Auf Selbstständigkeit lege ich großen Wert, und auf meinen Fond greife ich nur in Ausnahmesituationen zurück.

Bei Rivola studierte ich die Bildhauerei mit heiligem Ernst. Ich machte mich zum Gespött meiner Kolleginnen und Kollegen, weil ich jeden Morgen als Erste die Bildhauerklasse betrat und diese am Abend als Letzte verlies. Von Drogen, Alkohol, Zigaretten, Happenings und Rudelbumsereien hielt ich mich fern. Sie begriffen nicht, dass ich, um berühmt zu werden, ein sicheres Zuhause, ein großes Ziel, eine innere Flamme, Menschen, die mir Kraft geben und die Fähigkeit, mich von Menschen fernzuhalten, die Energie kosten, benötige. Aber warum sollten sie auch? Jeder von uns war erfolgshungrig und auf sich selbst konzentriert!



Der zweite Ruhepol in meinem Leben heißt Joachim Ulrych. Intelligent, konservativ und so beständig, dass ich ihn immer wieder an der Stelle vorfinde, an der ich ihn beim letzten Mal zurückgelassen habe, passt der promovierte Mathematiker gut in mein Lebenskonzept. Immer wieder einmal spricht er vom Heiraten, davon, dass wir zwei bis drei Kinder haben sollten.

Ein paar Sachen von mir habe ich in seiner Garçonnière in der rechten Abteilung seines Aliberts untergebracht: Zahnbürste, Schminksachen, Kosmetiktüchlein, Gleitcreme, Tampons, Haargel, was eine Frau vor und nach dem Bumsen so braucht und nicht jedes Mal mit sich herumschleppen möchte. Seine Garçonnière liegt am Hietzinger Kai. Wann immer wir uns in die Wolle geraten, kann ich bequem mit der U4 nach Heiligenstadt flüchten und muss dabei nicht einmal umsteigen.

Mit Kunst hat Joachim allerdings nicht viel im Sinn. Sein Kunstverständnis hört bei Escher auf, zu dem er wie alle Mathematiker einen gewissen Zugang hat. Sieht man davon ab, dass Joachim eine ausgebildete Baritonstimme besitzt, die nach einer Unzahl vergeblicher Vorsingen bei Agenturen brach, bleibt ein knochentrockener Informatiker übrig, der dank der Segnungen des Internets Nacht für Nacht zu Hause vor dem Computer hockt und an irgendwelchen Programmen schreibt, von denen ich so wenig Ahnung habe, wie er von der Kunst.

»Geh schlafen, ich habe noch zu tun!« bekomme ich in letzter Zeit immer öfter zu hören, wenn ich Joachim auf die Matratze zu locken versuche. Einen im Cyberspace verirrt Computerfreak mit Sex ins reale Leben zurücklocken zu wollen, hat sich als ein aussichtsloses Unterfangen herausgestellt. Keine guten Voraussetzungen für eine Ehe.

Meine Computerantipathie mag in Joachims Verhalten und meiner Ausbildung begründet sein. Computer töten die Kreativität und lenken einen Künstler vom Wesentlichen ab.

Am Anfang unserer Beziehung begleitete ich Joachim öfters zum Segeln an den Neusiedler See, seine große Leidenschaft, und er begleitete mich zum Karatetraining in die Südstadt. Beim Segeln wurde mir schlecht und ich hatte keine Lust, den Hilfsmatrosen zu spielen. So gab ich auf. Joachim war einmal ein ganz passabler Karatekämpfer, aber nachdem er feststellen musste, dass Megumi und ich ihm meilenweit voraus waren, verlor er die Freude am Karatesport und hat dadurch leider auch an Gewicht zugelegt.

Joachim bevorzugt die Missionarsstellung, lässt sich gerne einen blasen, reagiert gekränkt, wenn ich danach in die Waschmuschel spucke, hat es im Gegenzug aber noch niemals über sich gebracht, die »unhygienischen Regionen« (Joachims Wortwahl!) meines Körpers zu erforschen. Der Sex mit Joachim ist also grundsolide, allein die Exzesse fehlen.

Was bleibt also? Warum halte ich immer wieder in Joachims Minimundus am Hietzinger Kai Einkehr? Es ist Joachims

Intelligenz. Joachim ist ein theoretisches Genie, sein Allgemeinwissen gleicht einer Enzyklopädie, die zu jedem Begriff permanent die richtige Erklärung abrufbereit hält.

Einmal stellte er mir die Frage: »Ist es möglich, dass eine winzige Schneeflocke, die vor 15.000 Jahren auf das Schneeschild der Arktis niedersank, für eine der größten Schiffskatastrophen des 20. Jahrhunderts verantwortlich ist?«

Ein wahrhaft kurioser Brückenschlag von der Geburt eines 3.000.000-Tonnen-Eiskolosses als kleinem Eiskristall, über die Jahrtausende dauernde Metamorphose bis zur Reise durch den Nordatlantik und der Kollision mit der Titanic.

Titanic heißt übrigens auch mein Lieblingsfilm.

Joachims Überlegungen zum Thema Urknall, expandierendes und kontrahierendes Weltall, dunkler Materie, roter Riesen, weißer Zwerge und schwarzer Löcher bilden auch für meine Arbeiten eine nie versiegende Quelle der Inspiration.

»Es muss Billionen von ihnen geben, Ani, die mit ihrer unsichtbaren Schwerkraft an den sichtbaren Massen der Sterne zerren!«

Joachim verkörpert den Nordpol meines Lebens in Reinkultur. In seinen Augen war einmal Glanz. In seinen Armen verdränge ich meine Ausbrüche aus dem bürgerlichen Leben vollkommen ins Unterbewusstsein, da glaube ich fest daran, dass ein böses Mädchen seinen verloren gegangenen guten Kern wiederfinden kann.

Mein *Licht-Ego*, das nach Klarheit strebt, braucht einen Mann wie Joachim. Intelligent, beständig und treu. Und Frauen wie Camilla Gaves, die mit beiden Beinen im Leben stehen, mich ohne Wenn und Aber annehmen und Unbill von mir fernhalten. Unverrückbare Felsen in der Brandung meines Lebens, alle beide. Denn im Grunde will ich ein *geordnetes* Leben führen. Ich liebe die Vorhersehbarkeit, die mir sagt, wie der nächste Tag ablaufen und wie viel Geld auf meinem Konto eintrudeln wird, genauso wie das Chaos, aus dem meine schöpferische Kraft und meine Kreativität wachsen.

Meine Nordpolprinzipien: Trink keinen Alkohol; nimm keine Drogen; achte auf reine Haut; pisse nicht ins eigene Nest; halte dich von Orgien fern; suche Energiespender, meide Energiefresser, sei nett zu allen, besonders aber zu Menschen, von denen du lernen kannst.

Mein Bemühen, das beschauliche Leben am Nordpol durchzuhalten, wird nur allzu oft von meinem bipolarer Charakter unterlaufen: Flip! Flop!

Was zum **Südpol** führt. Aus diesem Kraftfeld schöpfe ich Kreativität, Wagemut und die unbändige Lust, herkömmliche Schablonen zu zertrümmern. Auf diesem Pol existieren Menschen, die mir helfen, aus der bürgerlichen Existenz aus- und zu neuen Ufern aufzubrechen.

Da wäre Regina Moore, 33, von der Gregor Lesowsky, seines Zeichens Bildhauer wie ich, behauptet: »Die pudert hervorragend!« Der Gedanke an Regina Moore lässt eine unbehagliche, von Eifersucht und Neid verzerrte Erinnerung an das von Rivola initiierte und Gregor geleitete Bildhauersymposium im Steinbruch von St. Margarethen in mir hochsteigen. Damals teilte ich mit Regina und der gesamten Bildhauermischboche einen Schlafsaal im naheliegenden Schloss. Die ganze Nacht hindurch machte es »Trapp ... trapp ...« zu und »Fick ... fick ...« aus Reginas Schlafsack. Ein süßlicher, schwerer Geruch wehte zu mir herüber. Jemand tippte auf meine Schultern. Ich hob den Kopf, eine Haschischzigarette glühte vor meinen Augen auf. Gleichzeitig schob sich eine Hand in den Schlafsack und fischte zwischen meinen Beinen im Trüben. »Verpiss dich, Seppe!« zischte ich, bevor ich mich ganz tief in meinen Schlafsack verkroch, doch bei dem letzten Blick, den ich auf Reginas Lager riskierte, sah ich, wie sich deren Schlafsack wie ein Ochsenfrosch periodisch aufblähte und zusammenzog.

Das Symposium endete mit einer wilden Performance von Regina, Seppe und Claudio, welche, außer zum Pudern, Kiffen und Saufen, die ganze Woche keinen Finger gerührt hatten. Splitterfasernackt errichteten Seppe und Claudio am Ufer des Teiches einen Pfahlbau aus dicken Holzpflocken mit einer Plattform aus Strohballen; währenddessen braute Regina einen *Snakebite* aus einem Absud von *Atropa belladonna*, gemixt mit Holundersirup, Rotwein und Urin, an dem sich alle drei berauschten. Während Seppe das Fundament mit Benzin übergoss und anzündete, peitschten sich Regina und Claudio die nackte Haut mit Brennesselgarben, bis sie krebsrot glühte, wie die Flammen, die zur Plattform hoch züngelten. Danach vögelten Claudio und Seppe Regina auf dem Strohballen, indem sie ihren weißen Leib in die Mitte nahmen. Aus der Ferne sah es aus, als würden Marionetten auf einer rauchenden Herdplatte Tarantella tanzen. Erst als die Flammen über ihren Leibern zusammenschlugen, sprangen die Drei unter irrem Gejohle ins Wasser. Noch ehe die Brandwunden

verheilt waren, wurden sie von der Akademie verwiesen. Die Presse pries die Performance als einschneidendes Kunstspektakel, Regina wurde als direkte Nachfolgerin einer Valie Export gehandelt. Der Verstoß aus der Akademie kickte die Drei in die höheren Sphären des Kunsthimmels und brachte ihnen letztlich eine DOKUMENTA-Teilnahme ein.

So ein Erfolg erzeugt Neid. Ich hasse Regina Moore, Amerikanerin wie ich. Regina Moore, die ich widerwillig bewundere, ist meine Lebensfeindin und Vorbild zugleich, was einzugestehen mir schwerfällt. Sie ist erfolgreicher als ich. Ihr Schaffen beginnt dort, wo meines endet. Regina Moore, die all das schon erreicht hat, von dem ich noch träume. Regina Moore, die mir gezeigt hat, dass es Liebe unter Frauen definitiv nicht geben kann, weil alle Frauen zu beinhart konkurrierenden Fotzen mutieren, sobald ein Alphamännchen in ihren Dunstkreis gerät!

Irgendwo zwischen beiden Polen stehen Raimondiko Fuchs, 40, meine geschäftstüchtige Galeristin, die binnen weniger Monate nahezu alle Skulpturen, die ich in den letzten zwei Jahren geschaffen habe, verkauft hat und stets bereit ist, mich an ihrem Erfahrungsschatz als Frau teilhaben zu lassen - und Megumi Kudo, 27, meine japanische Duopartnerin an der Harfe und Sparringpartnerin beim Karate. Megumi Kudo, porzellanweiße Haut und ebenholzschwarze Seele, äußerlich unschuldig, innerlich verderbt, habe ich bereits im ersten Semester während des Musikstudiums kennengelernt. Wir sind Seelenverwandte, wenn auch anders, als man glauben möchte. Megumi hat mich in Tokio im *Madame Kudomina* mit der Geishamaske vertraut gemacht. Jener Maske, die mein Leben so tiefgreifend beeinflussen sollte.



Sex mit Frauen?

Megumi hat's probiert. Megumi ist sehr aufgeschlossen. Es ergab sich unter der Dusche nach dem Karatetraining in der Südstadt. Irgendwann sank sie vor mir auf die Knie. Bevor ich mich versah, züngelte eine Schlange in meine Fotze. Kurz stellten sich alle meine Haare auf, aber die Situation war eine ganz andere als damals auf dem College mit Cyrie. Während ich mich mit beiden Händen an den Haltegriffen links und rechts unter der Brause festhielt, meinen Unterleib nach vorne wölbte und heiße Wasserstrahlen mit nadelfeinen Stichen meine Brustwarzen aufrichteten, verspürte ich so etwas wie Erregung und bekam sogar einen Orgasmus. Einen ganz

kleinen, verschämten, etwas, das man am liebsten ganz weit hinten im letzten Winkel seiner Seele versteckt. Alles in allem jedoch eine eher enttäuschende Erfahrung, wie das Verspeisen einer Cremeschnitte, die mit Saccharin gesüßt ist.

»Belassen wir es künftig lieber bei Schubert. Daraus kann was werden ...«, lautete mein einziger Kommentar dazu.



Liebe mit Männern?

Ich meine die wirkliche, die große Liebe!

»Mädchen, das lass besser sein!« sage ich mir immer wieder vor. Früh habe ich begriffen, was man tun muss, damit die Männer einem hörig werden: glamourös auftreten; kapriziös sein; gern, gut und oft ficken; Männer hin und wieder bei einem Rendezvous versetzen; immerzu verspätet beim Treffpunkt erscheinen; ihnen gelegentlich einen ausgefallenen (sexuellen) Wunsch erfüllen, ihn aber genau sooft verweigern; sich nicht emotional an Typen binden, mit denen man fickt; Typen meiden, bei denen dieses Rezept nicht funktioniert.



Ich bevorzuge, wie Rivola es seinen Studenten beigebracht hat, eine ziemlich direkte Sprache bei der Beschreibung sexueller Details.

Beim Unterricht im Aktzeichnen ließ ich bei meinen Skizzen mit Vorliebe Hände und Füße der Modelle weg (schwierig hinzukriegen) und breitete gerne über erogene Zonen einen Weichzeichnerfilter aus (Spätfolge bürgerlicher Erziehung).

»Kein Schwein interessiert sich für Brüste, Vaginas, Hintern und Pénisse«, behauptete Rivola einmal während des Aktzeichnens mit seiner sonoren, polternden Bassstimme, die so gar nicht zu seinem wenig voluminösen Körper passen wollte. Das Mittelmaß seiner Körpergröße, wenn er vor mir stand, blickten seine Augen schnurgerade in meinen Mund, versuchte er gerne mit handgemachten Plateauschuhen aus rotem Lackleder zu kaschieren, denn er wäre gerne auch mit Bezug auf die körperlichen Ausmaße der Größte gewesen. Er saß vor mir in seinem Regiesessel, mit dem er von Student zu Student weiterrückte, in seiner schon etwas an den Ellenbogen speckig gewordenen, roten Kardinalsrobe und drehte seinen Galero in den Händen. Er blickte mich von unten aus feistem, von Rotwein verwüstetem Gesicht mit seinen Basedowaugen an. Rivolas Augen packten mich, sie hatten etwas

Durchdringendes, Bohrendes an sich, besonders wenn er dazu ansetzte, einen zur Schnecke zu machen. »Wenn aus dir eine richtige Künstlerin werden soll, musst du diese artigen Begriffe aus deinem Gedächtnis verbannen. Aus deinen Brüsten müssen Dutteln, deinen Vaginas Fotzen, deinen Hintern Ärsche, deinen Penissen Schwänze werden - und nicht zuletzt, deinen Figuren Hände und Füße wachsen!«



Die Sucht nach Ruhm und Reichtum ist meine stärkste Triebfeder. Ich will alles, ich will hundert Prozent und weiß, dass der Erfolg seinen Preis hat. Ein Personal Trainer, den Rivola üblicherweise seiner Bildhauerklasse im letzten Studienjahr als Dozent einlädt, forderte uns auf, jeder möge seine Zehn Gebote auf dem Weg zum Erfolg groß und gut sichtbar auf einem Blatt Papier niederschreiben und sich täglich vor Augen führen. Auf die Kehrseite eines großformatigen Aktes, es ist die in sich verdrehte Rückenansicht eines muskulösen Mannes, dessen Schwanz, Eier, Arsch, Hände und Füße mir im Aktzeichnen letztendlich einen Vorzug eingefahren haben, schrieb ich meine Zehn Gebote.

Wann immer ich das Bild umdrehe, kann ich lesen:

1. Ich glaube an mich. Ich weiß, dass ich eine hervorragende Bildhauerin bin.
2. Ich muss lernen, mich zu lieben. Egal was ich tue oder jemand mir antut.
3. Ich darf nicht in den Tag hinein leben. Ich muss zielorientiert arbeiten.
4. Ich muss dankbar sein zu Menschen, die mir helfen voranzukommen und ein schönes Leben zu führen.
5. Ich muss meine Wutausbrüche besser kontrollieren, aufhören Menschen, die mir im Wege stehen, den Tod an den Hals zu wünschen und Menschen, die mich hinabzerren, aus dem Wege gehen.
6. Ich darf niemanden, der in meinen Körper eindringt, diesen auch tatsächlich besitzen lassen.
7. Ich habe Sex nur mit jenen Menschen, die ich mag - und/oder die meiner Karriere förderlich sind.
8. Ich werde niemals von erfolgreicheren Künstlern abkupfern - auch nicht von Regina Moore.
9. Ich werde niemanden verleumden, aber lügen, sooft dies notwendig ist.

10. Ich werde einmal reich sein. Bis dahin werde ich keinem seinen Erfolg neiden, sondern alles in meiner Macht Stehende tun, um selbst Erfolg zu haben.

Meine 10 Gebote habe ich niemandem vorgelesen. Ich hasse es, wenn andere bei mir abkupfern!

888

Der Kunstmarkt ist schwierig. Die etablierten Galerien bilden eine Phalanx, lassen neue Galerien und junge Künstler nicht aufkommen. Die Qualität ist nebensächlich geworden, es regieren billige Effekte und der Mammon. Gelingt es einem jungen Künstler durch ein sensationelles Werk auf sich aufmerksam zu machen und wird es in Paris, New York oder London zu einem guten Preis ersteigert, stürzen sich die eingesessenen Galerien auf ihn und versetzen, in der Erwartung exorbitanter Gewinne, seiner Karriere den entscheidenden Kick! Weltweit hoffen Myriaden junger Künstler auf so ein Glück.

Ich hatte Glück.

Bei der Präsentation meiner Diplomarbeit auf der Akademie erschien ein gewisser Magister Wallander, Agent von L. Alovir, einem geheimnisumwitterten Komponisten aus New York, der bisher niemals persönlich in Erscheinung getreten ist. Wallander umrundete *resistance.&penetration*, eine spitze Skulptur aus gerostetem Stahlblech, die ich in der von mir komplett mit weißer Dispersionsfarbe ausgemalten Bildhauerklasse präsentierte. Ein rostbraunes Ungetüm in einer weißen Welt. Ich hatte nicht davor zurückgeschreckt, selbst Fensterscheiben, Waschbecken, Wasserhähne und Abflussrohre weiß zu überpinseln. L. Alovir war mein erster Käufer. Sein Agent kaufte die Skulptur samt dem weißen Waschbecken um zehntausend Euro, ein Preis, der selbst Rivola vor Neid erleichen ließ.

Dieser Ankauf fand seinen Widerhall in den Kulturredaktionen, und von da an folgte Schlag auf Schlag. Ein Monat nach meiner Diplomprüfung meldete sich Raimondiko Fuchs, um mich einzuladen in Kooperation mit einer renommierten Fotografin einen Kunstkalender für das bekannte Architekturbüro Nurian & Partner zu gestalten. Das bescherte mir ein aufregendes und arbeitsreiches Jahr. Alexandra von Güthersloh, die Promifotografin, bestand

darauf, anstelle eines professionellen Aktmodels, mich selbst Monat für Monat nackt mit meinen Skulpturen abzulichten.

Der Kalender wurde ein durchschlagender Erfolg. Noch vor der Präsentation des Kalenders kaufte L. Alovir, mein anonymer Sammler, die zweite Arbeit, *red.twins*. Christ Osterman war der dritte Käufer, *purple.ibis*. Osterman lernte ich bei der Präsentation des Kalenders vergangenen Dezember im Architekturbüro Nurian & Partner kennen. Christ Osterman, Vorstandsdirektor von iFOOD, gepflegt, gut situiert und verheiratet, ein Mann in den besten Jahren, ein Freund der Kunst, ein brillanter Manager, der den Sex-Appeal der Macht selbstbewusst zur Schau stellte. Ein Mann, der von einer geheimnisvollen, dunklen Aura umgeben war, der am Südpol meines Lebens sein Revier aufschlug, ein Ziehen in meiner Beckengegend verursachte und mich nicht mehr aus den Klauen ließ. Ein Mann wie er sollte in der Lage sein, der Karriere einer jungen, erfolgsgierigen Bildhauerin die Initialzündung zu versetzen.

Die anfänglichen Skrupel, mich auf ihn einzulassen, immerhin war er verheiratet und ich mit einem Lebensabschnittspartner liiert, warf ich bald über Bord. Osterman umrankte ein rätselhaftes Geheimnis. Etwas Verwirrendes, Unerklärbares, das mit den Ereignissen verknüpft sein musste, die so unerwartet in mein Leben hereingebrochen waren. Um dieses Geheimnis zu enträtseln, beschloss ich, eine dunkle Seite meiner Seele aufzuschlagen und Osterman, erfolgreichen Manager und Förderer der schönen Künste (und Künstlerinnen, was sich später herausstellen sollte) Einlass in meine Pforte zu gewähren.

›Einlass in meine Pforte zu gewähren ...‹, diese altmodische Formulierung hat etwas Tröstendes an sich, denn sie suggeriert, dass ICH(!) die Wahl gehabt habe.

Doch mein *Schatten-Ego*, das nach Erfolg giert, braucht die Kunst, braucht außergewöhnliche Erlebnisse, braucht leidenschaftliche und einflussreiche Männer wie Osterman, die den Lebenshunger befriedigen und den steinigen Weg nach oben ebnen, braucht Frauen, wie Regina Moore, Raimondiko Fuchs und Megumi Kudo, die zeigen, dass nur Ausbrüche aus dem bürgerlichen Leben eine Künstlerin in ungeahnte Höhen katapultieren.

In Wahrheit hatte ich keine Wahl! Die Leidenschaft überrollte mich. Und der *Performer* lenkte mich.

So nahmen im »*Jahr des Performators*« die Ereignisse ihren Lauf. Dass dabei zum zweiten Mal mein Leben völlig aus dem

Ruder laufen würde, konnte ich damals noch nicht ahnen. Aber davon erzählt meine Geschichte.



Die erste Performance

- 1) *inmitten der halle stehen fünf mit jute bespannte keilrahmen (3 x 4 m) zu einer parabel angeordnet. auf jeden keilrahmen wird eine fotoleuchte gerichtet und das licht eingeschaltet. ein großes, weißes tuch wird auf dem boden ausgebreitet. rechts neben dem tuch steht ein mit einem frischen, weißen leintuch überzogenes bett (ein spitalsbett ohne haltebügel, aus weißen, einbrennlackierten stahlrohren mit rollen an den füßen) [foto]. von jeder einzelnen aktion ist ein polaroidfoto anzufertigen. eine cd wird in das abspielgerät eingelegt und dieses eingeschaltet. auf der cd befindet sich der urton der erde, ein g von 174,71 hertz, gespielt auf einem monochord. das abspielgerät wird in den wiederholen-modus geschaltet, die spielen-taste gedrückt und der lautstärkenregler auf die mittelposition gestellt.*
- 2) *ein chirurgischer mundschutz und eine schutzbrille werden aufgesetzt, ein grüner operationsanzug wird angezogen, über die hände werden chirurgenhandschuhe gestreift, eine gummischürze und grüne gummistiefel werden getragen. die chirurgischen gerätschaften werden auf einem zusammenlegbaren arbeitstisch ausgebreitet.*
- 3) *der körper wird mit dem flaschenzug, die hände auf den rücken gefesselt, die füße voran, nach oben gezogen, bis der kopf circa einen meter über dem boden schwebt. unter den kopf wird in den brennpunkt der parabel ein schwarzer plastikkübel (25 l) gestellt [foto].*
- 4) *die spitze des rasiermesserscharfen sushimessers durchtrennt die linke halsschlagader und wird in einem bogen zur rechten halsschlagader geführt. der sich aufbäumende leib wird so lange festgehalten, bis die zuckungen verebben und das herausschießende blut in der plastiktonne aufgefangen werden kann [foto].*
- 5) *mit einem batteriebetriebenen rasierapparat wird der kadaver geschoren. die abgeschnittenen locken werden kreisförmig auf dem weißen leintuch des bettes verteilt. die hand wird in den eimer mit warmem blut getaucht und ein abdruck im mittelpunkt des haarkreises angebracht [foto]. je ein weiterer*

abdruck wird auf dem schnittpunkt der diagonalen der fünf, mit jute bespannten keilrahmen hinterlassen. die polaroidfotos werden um den abdruck des mittleren rahmens verteilt.

- 6) durch den kopf werden von der rechten seite vier lange, stählerne nadeln mit griffen aus totenköpfen getrieben. eine durch die schläfe, eine durch die backenknochen, eine durch die wange in der höhe des mundes und eine durch den kehlkopf. die hervorquellenden blutrinnsale werden so lange mit in destilliertes wasser getauchten wattebäuschen aufgetupft, bis der blutfluss gestoppt und die Haut gänzlich sauber ist. danach wird der kadaver abgetrocknet und völlig mit weißem pudierzucker bestäubt [foto].
- 7) mit dem skalpell werden entlang der medianlinie des brustkorbes die haut, das unterhautfettgewebe und die beinhaut durchtrennt und mit dem raspatorium vom brustbein abgeschoben. das freigelegte brustbein wird mit der oszillationssäge durchtrennt und mit einem spreizer auseinandergeklafft. [foto]. das herz und die lungenflügel sowie alle inneren organe werden entfernt und in den schwarzen plastikeimer zu dem blut geworfen. wenn alles blut ausgeronnen ist, wird der kadaver abgenommen und auf das bett gelegt. [foto].
- 8) in die auseinander geklaffte brust werden baumwollflocken und haare hineingestopft [foto].
- 9) vor dem bett werden ein kübel mit frischen, nassen strelitzien und ein kübel mit heißem wasser aufgereiht [foto].
- 10) nacheinander werden nasse strelitzienblüten und -blätter in den aufgebrochenen leib gestopft [foto].
- 11) die wunde wird zugenäht und der kadaver mit heißem wasser beschüttet. auf dem leintuch des bettes entstehen blutwasserflecken [foto].
- 12) die frisch vernähte wunde wird mit löschblättern gereinigt. die löschblätter werden auf allen keilrahmen, den mittleren ausgenommen, befestigt. die bisher aufgenommenen fotos werden in zufälliger anordnung auf den keilrahmen in der mitte gepinnt. in das geschlechtsteil wird die letzte nasse streilitzie mit dem stängel voran soweit hineingestopft, dass nur noch die nasse blüte zu sehen ist [foto].
- 13) das herz wird aus dem kübel genommen, mit lauem essigwasser und lauem wasser gespült und in ein reagenzglas gelegt. dieses wird bis zur obersten markierung mit glyzerin gefüllt.
- 14) das reagenzglas mit dem herzen wird auf eine waagschale gestellt, mit drei dünnen kettchen an den haken des

flaschenzuges gehängt und mit einem scheinwerfer angestrahlt [foto].

- 15) *der kadaver wird mit alkoholgetränkten wattebäuschen vollständig gereinigt [foto] und mit leuchtend orangeroter acrylfarbe beschüttet [foto]. die trocknende acrylfarbe wird komplett mit wattekugeln aus baumwollsamensamenfäden, die aus einem aufgeschlitzten jutesack geschüttelt werden, übersät [foto]. darüber wird großzügig in dynamischen schlieren schwarze acrylfarbe geschüttet [foto].*
- 16) *die ausgestreiften gedärme, magen, leber, nieren und die übrigen innereien werden in die mitte des, auf dem boden ausgebreiteten, blutnassen leintuches gelegt [foto]. dieses wird zusammengeslagen [foto] und in den schwarzen plastikeimer gestopft.*
- 17) *der kadaver wird mit einem weißen leintuch bedeckt und das bett in die mitte des raumes gerollt, so dass das herabhängende herz über der höhlung des brustkorbes zum stehen kommt. das reagenzglas wird so tief abgesenkt, bis es eine hand breit über dem brustkorb schwebt [foto]. der scheinwerfer wird nachjustiert.*
- 18) *auf alle keilrahmen, ausgenommen den mittleren, auf dem die polaroidfotos aufgeheftet sind, wird abwechselnd orangerote und schwarze acrylfarbe geschüttet.*
- 19) *der kübel mit den innereien, sowie chirurgenanzug, mundschutz, schutzbrille, handschuhe, gummistiefel, gummischürze, sushimesser, hammer, alle chirurgischen instrumente und das zusammengeklappte arbeitstischchen werden in eine orange plastiktonne (200 l) gestopft. die reste von wasser, acrylfarben und glyzerin werden in die tonne geschüttet und die leergefäße hineingeworfen [foto]. die polaroidkamera wird ebenfalls in die plastiktonne geworfen. diese wird mit einem deckel verschlossen, luftdicht umreift und nach der performance entsorgt.*
- 20) *eine neue cd wird in das abspielgerät eingelegt und die spielen-taste gedrückt. aus den lautsprechern erklingt der urton des mondes, ein ton von 420,837 hertz, gespielt auf einem monochord. der lautstärkereger des abspielgerätes wird auf die maximalposition geschoben!*